



Wir haben überlebt, weil wir zusammenhielten. Tamara Tumanowa

in: Korobowa, V. (2005): "Wir haben es überlebt ... Erinnerungen an die Blockade von deutschstämmigen Kindern." Sankt Petersburg, S. 58-68.

Es war mir stets bewusst, dass ich als Kleinkind während des Krieges immer mit meiner Mutter zusammen war und wir Leningrad nie verlassen haben.

Als der Krieg begann, war ich sechs Monate alt. Alle vier Kriegsjahre wohnte bei uns auch die Schwester der Mutter mit ihrer Tochter Asja, die Anfang Juni 1941 neuneinhalb Jahre alt war. Niemand hat mir Einzelheiten über das Leben in Leningrad in dieser Zeit erzählt. Über das Thema Blockade wurde in der Familie überhaupt nicht gesprochen.

Erst im Jahre 1959 habe ich darüber eine ausführliche Erzählung gehört. In diesem Jahr wurden mir die Mandeln entfernt. Bei der Untersuchung vor der Operation bemerkte der Arzt: "Die Patientin hat im Alter von 6 Monaten eine Mittelohrentzündung überstanden." Daran erinnerte ich mich nicht, ich war ja auch erst sechs Monate alt und habe auch nie etwas darüber gehört. Aber ich erinnerte mich, wie schmerzlich es für mich war als ich Masern hatte, das Feuer im Ofen anzusehen. Nach der Operation fragte ich meine Mutter, wann ich krank gewesen war und was ich gehabt habe. In diesem Zusammenhang hörte ich viele Dinge, an die sich niemand erinnern wollte, der sie erlebt hatte. Ich selber hatte nur wenige Erinnerungen. Mir haben sich nur einzelne Erlebnisse eingeprägt. Das prägnanteste Erlebnis: Feuerwerk, viele Lichter, ja ein Fest von Lichtern, und die Rufe "Hurra!". Mir war kalt. Vermummt saß ich auf einem Zaun und sah von oben ein riesiges Meer von Köpfen in grauen Tüchern im Licht des Feuerwerks. Ich erinnere mich gar nicht an die Geräusche der Salven, vielleicht war für mich das Dröhnen von Geschützen und Flugzeugen damals alltäglich und durchaus normal. Das muss der 24. Januar 1944 gewesen sein. Aus den zweieinhalb Blockadejahren bewahrte mein Gedächtnis nur Alpträume mit geräuschlos herankommenden Flugzeugen, vor denen es keine Rettung gab. Erst im Alter von 40 Jahren hörten diese Träume auf. Aber die Angst vor dem Hunger blieb natürlich. Die Hauptsache war immer, dass alle satt werden. Das Brot ist heilig, kein winziges Stück darf weggeschmissen werden! Meine Mutter erinnerte sich oft an den Tag des Sieges, den 9. Mai 1945. In Leningrad schien die Sonne hell, es blies ein starker Wind und es gab viele lachende, vor Freude weinende, glückliche Gesichter. Und dann fand ein Laufwettbewerb zu Ehren des Sieges statt, an dem auch sie teilnahm. Erst ab 1959 begann meine Mutter über die grausigen Blockadejahre zu erzählen. Der Hauptgedanke aller Erzählungen war immer Folgender: "Hätten wir einander nicht unterstützt, hätten wir nicht überleben können!" Wir – das waren meine Mutter, ihre Schwester Ljuba, ihr Bruder Michail, der während des Krieges im Maschinenbauwerk Newskij gearbeitet hat, die Schwester meines Vaters, Tonja, ihr Schwiegervater, auch ein Arzt, der, obwohl selbst erschöpft, Kranke behandelte, und ihre

Busenfreundin Gelja. Es ist unmöglich, alles aus dieser Zeit zu erzählen. Ich bringe hier nur einige Episoden aus der Blockadezeit, erzählt von meiner Mutter und auch von meiner Cousine Asja. Asja hat mir im Jahre 1991 einen Brief aus Moskau geschrieben, wo sie seit 1950 lebte.

Zuerst die Erinnerungen meiner Mutter:

"Seit den ersten Tagen des Krieges halfen wir einander: Ljuba brachte Asja zu mir, denn sie musste im Werk in Kolpino[1] arbeiten. Später sollte sie Schützengräben ausheben, es war weit weg und sie musste dorthin zu Fuß gehen. Bald schwollen ihre Füße an und sie konnte nicht mehr gehen. Als die Evakuierung begann, schlug uns Tonja vor, in ein leeres Zimmer in der 2. Sowetskaja-Straße einzuziehen. Sie war dort Hausmeisterin. Viele Menschen, die evakuiert wurden, baten Tonja ihre Wohnung zuverlässigen Menschen zur Verfügung zu stellen, damit ihr Eigentum nicht gestohlen würde. Das passte uns gut, denn wir hatten nur ein kleines Zimmer in einer sehr großen Mehrfamilienwohnung auf der Wassili-Insel. Und nun wohnten wir alle vier im Stadtzentrum. Dann kam auch die Großmutter zu uns, ihr hölzernes Haus im Dorf war abgebrannt.

Schon im Juli wurden Lebensmittelkarten eingeführt, aber die Lebensmittelrationen nahmen ab. Bis du ein Jahr alt wurdest, arbeitete ich nicht und konnte mich um dich und Ljuba kümmern. Sobald du ein Jahr alt geworden warst, brachte ich dich in die Kinderkrippe und ging zur Arbeit. Mischa stellte mich in seiner Werkshalle an, denn vor dem Krieg hatte ich die Berufsschule beim Maschinenbauwerk beendet. Die Rationen für Arbeitende waren zweimal so groß wie die Rationen für die nicht arbeitenden Familienmitglieder und Kinder. Zur Arbeit und zurück ging ich zu Fuß. Es herrschte grimmige Kälte und bittere Hungersnot. Ljuba lag im Sterben. Asja brach sich ein Bein. Du hattest einen blutigen Durchfall. 24 Stunden mussten wir im Spital absitzen, ehe der Arzt dich untersuchte. Du brauchtest 80 Kubikzentimeter Blut und 1 Kilo Äpfel. Ich spendete mein Blut, aber Äpfel im Januar 1942 zu besorgen war kaum möglich. Diesmal half der Schwiegervater. Er arbeitete in der Zuckerwarenfabrik und konnte dort ein paar Äpfel auftreiben. So retteten wir dich vor dem Tod, aber nicht vor Dystrophie.[2] Du musstest noch lange behandelt werden. Jetzt konnte ich nicht mehr arbeiten, denn außer mir waren alle bettlägerig. Mischa fand einen Ausweg: ich sollte nachts arbeiten, Kohle verladen, Maschinen sauber machen, Ersatzteile bringen, Holz hacken, um die Arbeit der Tagesschicht zu erleichtern. Dreimal wurden die Brotrationen vergrößert: am 25. Dezember 1941, am 24. Januar und am 11. Februar 1942. Nach und nach wurden alle wieder gesund. Es nahte der Frühling. Lujba begann in einem Kinderheim zu arbeiten und spendete Blut.

Als es im Frühling grünte und warm wurde, glaubten wir, das Schlimmste sei vorbei. Du musstest nacheinander allerlei Kinderkrankheiten überstehen: Röteln, Windpocken, Mumps, Masern, Ruhr, Lungenentzündung und natürlich Dystrophie.[3] Zum Glück waren Ljuba und Asja schon wieder auf den Beinen. Nur die Großmutter haben wir verloren.

Es ist ein Wunder, dass ich während des Krieges nicht nur zufällige, glückliche Begegnungen hatte, sondern einige unerklärliche Vorfälle erlebt habe. Der Volksmund sagt in solchen

Fällen: "Der Schutzengel hilft!" Zweimal entging ich dem unvermeidlichen Tod. So im Herbst 1941. Als ich einmal von der Großmutter mit der Straßenbahn zurückfuhr, begann ein Artilleriebeschuss. Die Straßenbahn fuhr weiter. An der nächsten Haltestelle stieg ich schnell aus, lief zum Bürgersteig und legte mich auf den Boden. Die Straßenbahn fuhr mit rasender Geschwindigkeit weiter. Plötzlich wurde sie von einem Geschoss getroffen und völlig zerstört. Es war so schrecklich, dass man es nicht beschreiben kann. Etwas Ähnliches passierte mir später im Jahre 1943 auf dem Newskij-Prospekt.

Es gab freudige Momente in diesen grausigen Tagen. Ende 1943 besuchte uns der Vater auf dem Weg zur Front. Er war schwer verwundet gewesen, jetzt kehrte er nach der Behandlung in einem Spital ins Hinterland zurück.

Er verbrachte mit uns den ganzen Tag. Es war still, es gab keinen Beschuss und keinen Luftangriff. Wir wohnten damals in einer Baracke in Nowaja Derewnja. Ich durfte die Arbeit früher verlassen. Der Vater brachte uns fürstliche Geschenke: Fleischkonserven, Kondensmilch, Kartoffeln, Zwieback aus Weißbrot und Schokolade. Wir heizten den Ofen, und es war warm. Gegen Abend kam Ljuba von der Arbeit. Du und Asja saßen auf Vaters Schoß. Als er gehen musste, sagte ich zu ihm: "Wenn du doch nur nicht gehen müsstest." Der Vater umarmte euch beide und sagte: "Wer würde dann diese Mädchen verteidigen?"

Wie groß war unsere Freude, als wir erfuhren, dass eine Badeanstalt in der Stadt eröffnet wurde. Bei dem ersten Besuch aber hatte ich Pech: das Waschbecken wurde mir von einem Mann weggenommen! Denn alle wuschen sich zusammen in einem Raum, in einer Hälfte die Männer, in der anderen die Frauen. Als ich mir den Kopf einseifte, wurde mir das Becken entführt. Und gleich darauf kamen Soldaten von der Front und alle sollten den Waschkraum verlassen. Ungewaschen und gekränkt, heulte ich unterwegs und auch zu Hause konnte ich mich lange nicht beruhigen.

Zum Schluss kann ich Folgendes sagen: wir überlebten die grausige Blockade nicht dank einem glücklichen Zufall, sondern weil wir für euch Kinder, also auch für unser Leben kämpften."

Und nun der Brief der Cousine:

"Zuerst war es scheinbar wie gewöhnlich, dann begannen die Luftangriffe und der Artilleriebeschuss. Wenn die Alarmsirene heulte, wickelten wir dich schnell ein, ich nahm ein kleines Bündel und wir gingen in den Luftschutzkeller. Wie der Keller aussah, weiß ich nicht mehr. Dann kehrten wir nach Hause zurück, oft mit unseren Brotrationen. Einmal trug ich ein halbes Brot im Netz, plötzlich überfiel mich ein Junge und versuchte mir das Netz wegzunehmen. Tasja (so nannte Asja meine Mutter) schrie, ich stieß ihn mit der freien Hand weg. Der Junge fiel zu Boden, und das Netz blieb in meiner Hand. Tasja sagte: "Heute hast du dir dein Brot ehrlich verdient."

Später wollten wir nicht mehr in den Keller hinabsteigen, denn sehr oft stürzten Häuser ein, und die im Keller befindlichen Menschen wurden dort verschüttet. Während eines Luftangriffs oder Artilleriebeschusses nahm Tasja dich in die Arme, und wir standen an einer

tragenden Wand. Einmal, während eines Artilleriebeschusses, standen wir an einer Straßenbahnhaltestelle. Tasja hielt dich wie immer in den Armen. Plötzlich explodierte ein Geschoss in der Nähe, ein riesiger Splitter fiel direkt neben unsere Füße, sofort entstand eine Grube und unsere Füße waren mit Erde bedeckt.

Einmal ging meine Mutter mit mir zu ihrer Freundin, die nicht weit von uns auf dem Newskij-Prospekt wohnte. Sie arbeiteten zusammen. Sie gab uns eine Tüte mit Kartoffeln, etwa 10 Stück, und ein Ei. Das Ei wurde für dich weich gekocht, aber du wolltest es nicht essen. Ich beneidete dich, denn ich wollte so gerne den Rest aufessen. Natürlich aßen wir Pellkartoffeln. Tasja und Mutter sagten, dass sie auch nach dem Krieg, wenn es genug Kartoffeln gäbe, immer Pellkartoffeln essen würden, da sie so gut schmeckten. Wozu die Kartoffeln noch schälen?

Ich erinnere mich daran, wie ich und Tasja meinen Vater im Spital besucht haben (vor dem Krieg habe ich mich mit meinem Vater und der Großmutter selten getroffen). Der Vater gab mir ein Stück Kuchen zu essen, aber ich wagte es nicht zu essen, da ich wusste, wir sollten es dir bringen. Dann holte der Vater noch ein Stück und da aß ich meines. Auf Bitte des Vaters besuchten wir die Großmutter. Dort bekam ich einen Teller Suppe mit Frikadellen. Ich aß nur die Flüssigkeit, die Frikadellen ließ mich Tasja der Mutter bringen.

Das Schlimmste ereignete sich im Dezember 1941. Ein schwarzer Mann verfolgte mich einige Tage, wenn ich Milch bei der Milchküche für dich holte. Ich musste lange in der Kälte Schlange stehen, um 125 gr Pulvermilch zu bekommen. Einmal, als ich ihn sah, kehrte ich nach Hause zurück. Als ich mich am Ofen aufwärmte, wurde ich wieder hingeschickt. Auf der Straße begegnete er mir wieder, ganz schwarz, in einem braunen Mantel: "Willst du vor mir fliehen? Ich werde dich sowieso aufessen!" Ich lief auf die andere Straßenseite, zur Bäckerei und weiter zur Schlange. Ich bekam die Milch und ging zurück. Der Mann wartete auf mich an der Ecke. Ich stand auf der Fahrbahn und wusste nicht, was ich tun sollte. Plötzlich sah ich einen LKW auf mich zufahren, voller Leichen mit im Wind flatternden Haaren. Ich rannte einfach weg, irgendwohin. Als ich erwachte und die Augen öffnete, war mein erster Gedanke: wo ist die Milch? Das Fläschchen war weg. Ich lag auf dem Boden an der Wand eines Hauses. Daneben standen Leute und ein Mädchen sagte: "Ich kenne sie. Das ist Asja Egorowa". Ich konnte nicht aufstehen, ein Bein tat mir weh. Plötzlich kam meine Mutter angelaufen, ohne Kopfbedeckung und hinter ihr Tasja. Ich weinte: "Mama, ich habe die Milch verloren." Doch das Fläschchen mit Milch stand nicht weit entfernt auf dem Bürgersteig. Bis heute weiß ich nicht, wie das alles möglich war, denn meine Mutter konnte schon seit langem nicht mehr aufstehen. Als aber das Mädchen, das mich erkannt hatte, zu ihr kam und ihr mitteilte, dass ein LKW mich angefahren hatte, sprang meine Mutter auf und lief zu mir. Tasja war gerade draußen, sie hackte Holz für jemand zum Tausch gegen Brot. Als sie meine Mutter laufen sah, dachte sie, sie wäre nicht recht bei Sinnen. Dann wurde ich auf einer Trage ins Krankenhaus gebracht. Ein grauhaariger Arzt, meinem lieben, nicht mehr lebenden Opa sehr ähnlich, mit einem langen seidenen Schal über dem grauen Mantel, prüfte mein blaues, geschwollenes Bein und sagte: "Ich werde das Bein schienen, aber wenn Sie wollen, dass das Mädchen am Leben bleibt, holen Sie sie ab. Hier liegen nur die hoffnungslosen Fälle." Ich bekam noch ein Mittagessen und trank Kompott[4]. In dieser kurzen Zeit wurde mir ein Filzstiefel mit Galosche[5] gestohlen. Die Mutter und Tasja brachten mich nach Hause. Tasja brachte die Trage zurück und kam mit einem großen Stück Brot, das sie mit dem Holzhacken

verdient hatte. "Iss!" sagten sie zu mir. Aber ich traute mich nicht, denn meine Brotration hatte ich heute schon aufgegessen, dazu noch ein Mittagessen mit Kompott bekommen. Aber sie sagten wieder: "Iss!" Ich aß und dachte: "Wie gut, dass ich mir ein Bein gebrochen habe. Morgen gehe ich hin und breche mir das andere. Ach nein, morgen geht es nicht. Sobald ich gehen kann, gehe ich los und breche mir wieder ein Bein."

Als das Jahr 1942 begann, ging Tasja wieder arbeiten. Du konntest nicht mehr gehen und lagst im Bett, trotzdem ging Tasja jeden Abend ins Werk. Sie kam am Morgen zurück und brachte immer einen Holzscheit, ein Brett oder einen Span für den Ofen mit. Sie bekam Lebensmittelkarten als Arbeitende.

Wir, du, ich und meine Mutter, blieben zu Hause. Meine Mutter lag im Sterben. Eines Tages bekam sie Besuch.

Es war der Direktor der Fabrik, mit dem sie zusammengearbeitet hatte. Er wurde an die Front abberufen. Als er ging, ließ er an der Tür ein Bündel liegen. Wir fanden darin ein großes Stück Schweinehaut, einige rote Rüben und Ölkuchentafeln.[6] Nach diesem Besuch war meine Mutter außer Lebensgefahr. Dann vergrößerten sich die Brotrationen. Nach und nach konnten wir wieder aufstehen und uns bewegen. Eines Tages kam Tasja von der Arbeit später als gewöhnlich und seltsam fröhlich, mit einem kleinen Glas Suppe und einem Löffel Hirsebrei. Es stellte sich heraus, dass sie unterwegs ihrer Freundin Gelja begegnet war, die im Bezirksparteikomitee tätig war. Gelja nahm sie in den Speiseraum mit, gab ihr einen Essensbezugsschein und half ihr einen Teil des Mittagessens für uns hinauszutragen. Seit dieser Zeit besuchte uns Gelja oft und lehrte mich Veilchen auf Taschentücher zu sticken."

[1] Stadtrandbezirk

[2] Dystrophie: Ernährungsstörung, Störung des Zustandes der Zellen und des Gewebes

[3] Ernährungsstörung

[4] mit Zucker gekochtes Obst

[5] Überschuh aus Gummi

[6] russisch: дуранда (жмых, gepresste Reste der Sonnenblumenölherstellung)